

Gibt es den freien Willen?

JOHN R. SEARLE: **Freiheit und Neurobiologie.** Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004. 91 Seiten, 19,80 EUR.

Wie fruchtbar es sein kann, wenn Philosophie und Wissenschaft sich durchdringen, sieht man an diesem Büchlein von John R. Searle. Es geht auf zwei Vorlesungen zurück, die Searle 2001 auf Einladung der Fachbereiche Philosophie und Soziologie in der Universität Paris-Sorbonne gehalten hat.

Erklärungen natürlicher Vorgänge befriedigen uns nur, wenn sie vollständig deterministisch sind. Ein Erdbeben zu erklären heißt, zu zeigen, welche Kräfte im Verhältnis tektonischer Platten notwendig zum Erdbeben geführt haben. Wie ist es aber mit den Vorgängen menschlichen Verhaltens? Ist meine Entscheidung für einen bestimmten Kandidaten bei einer Wahl hinreichend kausal erklärbar? Für mich selbst hat es den Anschein als hätte ich frei, d.h. aus Gründen gewählt. Ich erlebe eine Lücke, so Searle, zwischen den Gründen für die Entscheidung und dem Fällen der Entscheidung. Außerdem gibt es eine Lücke zwischen der Entscheidung selbst und dem Beginn der Ausführung und manchmal (wenn eine Handlung sich über längere Zeit erstreckt) erlebe ich auch eine Lücke zwischen dem Beginn meiner Handlung und ihrer Fortsetzung bzw. Vollendung. Die Lücke ist zentrales Moment des Erlebnisses der Willensfreiheit. Denn sie gibt mir Raum, mich frei zu entscheiden. Aber möglicherweise ist dieses Erlebnis eine Illusion. Denn wir unterstellen doch, dass es für jeden natürlichen Vorgang eine hinreichend kausale Erklärung gibt.

Um dieses Problem zu lösen versucht Searle anstelle der Kategorien von Leib und Seele den Systembegriff zu setzen: Bewusstsein und Gehirn gehören nicht zwei verschiedenen Seinsarten an, sondern Bewusstsein ist eine höherstufige Systemeigenschaft des Gehirns. Bewusstsein ist aber nicht vollständig

reduzierbar auf molekulare Vorgänge. Die Moleküle eines Rades verursachen die Festigkeit des Rades; umgekehrt wirkt aber die Festigkeit des Rades wieder zurück auf die Moleküle. Ebenso verhalten sich Gehirn und Bewusstsein.

»Wenn der freie Wille eine wirkliche Eigenschaft der Welt ist, und nicht nur eine Illusion, dann muss er neurobiologisch real sein; es muss eine Eigenschaft des Gehirns geben, die Willensfreiheit realisiert.« Die Frage ist, was auf der Systemebene des Gehirns der Erfahrung der Lücke entspricht, die wir bei freien Handlungen haben. Es gibt nach Searle nur eine Möglichkeit, dieses Problem anzugehen: Wir kennen durch die moderne Physik nur einen Bereich der Natur, der nicht deterministisch funktioniert. Dies ist der Bereich der Quantenmechanik.

Insofern lässt sich folgende Hypothese aufstellen: Wenn jeder Indeterminismus in der Natur ein Quanten-Indeterminismus ist (Prämisse 1), und wenn Bewusstsein eine indeterministische Eigenschaft der Natur ist (Prämisse 2), dann muss Bewusstsein einen Quanten-Indeterminismus aufweisen (Konklusion). Diese Hypothese ist nicht so zu verstehen, als ob Bewusstseinsvorgänge »zufällig« seien. Sondern der Indeterminismus auf der Mikroebene des Gehirns könnte die Voraussetzung für das Erleben der Lücke und das Wirksamwerden von bewussten Gründen und Motiven sein. Eine Alternative zu diesem Gedanken wäre die Hypothese, dass die Erlebnisse der Lücke und der rationalen Entscheidung für unser Verhalten kausal völlig irrelevant sind. Bewusstsein und menschliches Verhalten würden dann genauso kausal verursacht wie andere Vorgänge der Natur. Aber »die Prozesse der bewussten Rationalität sind ein so wichtiger Teil unseres Lebens, dass es so anders als alles wäre, was wir von der Evolution wissen, wenn ein Phänotyp dieser Größenordnung überhaupt keine funktionale Rolle im Leben und für das Überleben des Organismus spielen würde. Bei Menschen und höheren Tieren wird ein enormer biologi-

scher Preis für bewusste Entscheidungen gezahlt, angefangen von der Art und Weise, wie die Jungen großgezogen werden, bis zur Blutmenge, die zum Gehirn fließt. Anzunehmen, dass das keine Rolle bei der inklusiven Fitness spielt, ist nicht wie die Annahme, dass der menschliche Blinddarm keine Rolle spielt. Es wäre eher wie die Annahme, dass das Sehen oder die Verdauung keine Rolle in der Evolution spielen.«

Der zweite Beitrag des Buches führt die vorangegangenen Überlegungen weiter auf das Feld des Sozialen. Searle untersucht die Bedeutung von sprachlich vermittelten, von Wünschen unabhängigen Handlungsgründen für die Konstituierung politischer Ordnung. Auch Tiere sind soziale Wesen, aber sie kennen keine Handlungsgründe unabhängig vom Verlangen: »Wenn man beispielsweise morgens um 9 Uhr im Büro sein soll, hat man einen Grund, um diese Zeit im Büro zu sein, auch wenn man morgens nie Lust dazu hat. So können im Gegensatz zu Tiergesellschaften in der menschlichen Gesellschaft die Gründe Wünsche motivieren, und nicht alle Gründe gehen von Wünschen aus.« Hieraus ergibt sich ein unerwarteter Zusammenhang von Sprache und politischer Macht. Searle führt in kurzer und knapper Form mit messerscharfer Argumentation in die besprochenen Probleme hinein, ohne zu beanspruchen, sie endgültig zu lösen. Die Perspektiven, die an manchen Stellen aufleuchten, sind atemberaubend.

Ralf Gleide

Unerhörte Rettung

REINHARD KAISER: **Unerhörte Rettung. Die Suche nach Edwin Geist.** Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung. Frankfurt/Main, 2004. 360 Seiten, 24,90 EUR.

Mit der Frage nach der Identität des »halbjüdischen« Musikers Edwin Geist hat Reinhard Kaiser sich auf die Suche nach den Spuren des

Komponisten gemacht – in Deutschland, Litauen und in der Schweiz. Er hat die wenigen Zeitzeugen befragt und aufschlussreiche Dokumente gefunden. Abenteuerlich war die Rettung des künstlerischen Nachlasses. Im Jahr 2002 erlebte eine Oper, die Geist 1938 ins litauische Exil mitgebracht hatte, ihre erste Aufführung. Geist selbst »hat sein Werk nie gesehen. Und gehört hat er von ihm nur, was er sich selbst und anderen auf dem Klavier vorgespielt oder – im Ghetto – vorgepiffen hat.«

Margarete Holzman hat Edwin Geist in Litauen gekannt und als Gast in ihrem Elternhaus in Kaunas oft erlebt. In den sechziger Jahren war sie mit ihrer Mutter Helene Holzman aus Litauen nach Deutschland übersiedelt. Unmittelbar nach Kriegsende hat Helene Holzman über die Schreckensherrschaft der Jahre 1941 bis 1944 in Litauen geschrieben. Im Sommer 2000 wurden diese Aufzeichnungen im Verlag Schöffling & Co., Frankfurt, unter dem Titel »Dies Kind soll leben. Die Aufzeichnungen der Helene Holzman 1941–1944« als Buch veröffentlicht. Die Erinnerungen an die bewegende Geschichte von Edwin und Lyda Geist nehmen darin einen besonderen Platz ein.

Edwin Geist wurde am 31. Juli 1902 in Berlin als Sohn eines Kaufmanns geboren. Über seine Schulzeit, den Bildungsgang und das Studium ist nichts Näheres bekannt. 1928 war er nach Zürich gekommen. Aus dieser Zeit stammen die frühesten erhalten gebliebenen Kompositionen: drei Lieder für Bariton und Violine zu Texten von Gustav Falke, Peter Hille und Richard Dehmel. Während der Dreißigerjahre veröffentlichte Geist in verschiedenen deutschsprachigen Zeitschriften kleinere Aufsätze. 1937/38 erhielt er Berufsverbot. Frühjahr 1938 besuchte er Freunde in Litauen, fand Zuflucht in Kaunas und lernte Lyda Bagriansky kennen. 1939 heirateten die beiden. Die Hauptlast und Sorge um den gemeinsamen Lebensunterhalt lag bei Lyda Geist. Ihr Mann war Deutscher, und für Ausländer gab es in Litauen keine regulären Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. Zeitweise durften Ausländer nicht in der Hauptstadt wohnen. Edwin

Geist musste sich ein Zimmer in einem kleinen Ort auf dem Lande mieten. Meistens hielt er sich jedoch illegal in der Stadt in der Nähe seiner Frau und bei seinem Klavier auf. Am Komponieren hinderten ihn die litauischen Vorschriften wenig. Auch am Bücherschreiben nicht. Ob diese sich auf die privaten Musikstunden erstreckten, ist nicht gewiss.

Mit der Eingliederung Litauens in die Sowjetrepublik 1940 fielen die Sondergesetze für Ausländer weg. Die Menschen wurden nicht mehr nach ihrer Nationalität, sondern nach ihrer Leistung gewertet. Am 22. Juni 1941 marschierte die deutsche Wehrmacht ins Land. Wie in allen sowjetisch besetzten Gebieten begann der Massenmord an den Juden. Die Bedrohung, der sich Edwin Geist 1938 durch seinen Weggang aus Deutschland noch entziehen konnte, holte ihn wieder ein, wurde unausweichlich. Lydas Vater und Max Holzman wurden bei den Pogromen in den ersten Tagen nach der Einnahme Kaunas ermordet. Die junge Marie Holzman geriet wegen pazifistischer Propaganda in Haft und wurde einige Monate später erschossen. Das Ehepaar Geist musste ins Ghetto. Nur mit dem Allernötigsten zogen sie dort ein. Der Lebensraum war knapp bemessen. Das Ghetto wurde geschlossen. Die Verbindungen zur Stadt, zu den Freunden, auch zu Holzmans, rissen aber nicht ab. Immer wieder erfolgten die so genannten »Aktionen« – die Selektionen. Der Tod war allgegenwärtig.

Edwin Geist gelang es, seine Entlassung aus dem Ghetto zu erreichen. Am Tag davor, am Palmsonntag 1942, begann er ein Tagebuch zu schreiben. Geist träumte. Praktische Fragen schob er, so weit es ging, beiseite. Er tat Dinge, die als Leichtsinn bezeichnet werden mussten. Er suchte Verbindung zu Angehörigen der deutschen Besatzungsmacht, verkehrte im deutschen Offizierskasino. Was brachte ihn, den eben aus dem Ghetto Freigekommenen, dazu, sich ausgerechnet bei der Wehrmacht blicken zu lassen? Mit »traumwandlerischer Unerschrockenheit« wollte er die Freilassung seiner Frau aus dem Ghetto erreichen. Da er die litauische Sprache nicht beherrschte, wur-

de das Vorhaben erschwert. Doch Freunde halfen mit gefälschten Papieren.

Geist notierte: »31. August. In diesem Augenblick ... teilte mir Nowickas im ›Café Konrad‹ mit ..., dass es ihm heute früh gelungen ist, Dich nach ›einstündigem erbittertem Kampfe‹ endgültig frei zu bekommen!! Und zwar ohne Einschränkung!! Der Brief an den Ältestenrat ist bereits abgegangen! Und morgen ist der feierliche Moment ..., wo Dir die Sterne abgenommen werden!! ...«

Weitere Schwierigkeiten folgten. Edwin Geist gelang es nicht, seinen abgelaufenen Pass zu erneuern. Seine Frau hatte keinen gültigen Ausweis. Die menschliche Gesellschaft weigerte sich, die beiden aufzunehmen. Geist erkrankte auf Leben und Tod, wurde aber wieder gesund. Am 2. Dezember 1942 wurde Edwin Geist in seiner Wohnung verhaftet und ins Gefängnis des Ghettos gebracht. Rebellisch geworden, verlor er die Nerven, überließ sich seiner Verzweiflung, verweigerte die Nahrung, tobte, schrie, weinte und klagte. Dann wurde er zwischen bewaffnete Ghettoposten in ein offenes Auto gesetzt. Die Umstehenden sahen es mit Schrecken, denn sie wussten, was das zu bedeuten hatte. Der Wagen nahm die Richtung zum IX. Fort. Dort wurde Geist sofort umgebracht.

Außerhalb des Ghettos herrschte weiter Ungewissheit. Lyda ging auf Erkundigungen. Immer wieder wurde sie von den Behörden gedrängt, sich sterilisieren zu lassen, auch wenn sie angab, dass ihr Mann nicht mehr da sei und sie fragte, warum sie dann noch eine Operation brauche. Doch der behördliche Befehl war unwiderruflich. Sie sollte in den Sicherheitsdienst kommen. Das war für Lyda Geist zu viel. Sie nahm eine Überdosis Gift. Man fand sie tot in ihrer Wohnung.

Warum wurde Edwin Geist Anfang Dezember 1942 verhaftet und einige Tage später ermordet, nachdem er im Frühjahr desselben Jahres aus dem Ghetto entlassen worden war und sogar die Freilassung seiner Frau erwirkt hatte? Haben die deutschen Behörden vielleicht doch erkannt, dass die Aussagen und Doku-

mente, mit denen er das »Halbariementum« seiner Frau beweisen wollte, alle falsch waren? Aber hätten sie dann nicht zusammen mit dem Anstifter des Betrugs auch dessen Nutznießerin ins Ghetto zurückgebracht? Geist verhielt sich in der Zeit nach Lydas Freilassung unvorsichtig. Fragen bleiben. Wer oder was hat Lyda Geist ums Leben gebracht? Das Gift, das sie sich selbst verabreichte? Die Gnadenlosigkeit der deutschen Behörden, die den Mann, von dem sie sich ein Kind wünschte, ermordeten und nachher trotzdem darauf bestanden, dass sie sich sterilisieren lässt? Dieser Mann selbst, der, um den Künstler in sich zu retten, sich und seine Frau mehr als nötig gefährdete – sehenden Auges, gegen den Rat der Freunde, eigensinnig, leichtfertig, fahrlässig? Es ist Reinhard Kaiser zu verdanken, dass er dieses Leben und Schicksal dokumentierte und damit auch das künstlerische Werk von Edwin Geist nicht der Vergangenheit anheim gab. *Dagmar von Wistinghausen*

Der letzte Templer

ALAIN DEMURGER: **Der letzte Templer.** Leben und Sterben des Großmeisters Jacques de Molay. C.H. Beck, München 2004. 390 Seiten, 24,90 EUR.

Je tiefer wir in den Schacht der Geschichte steigen, desto finsterer wird es um uns. Der Romancier behilft sich dabei mit dem künstlichen Licht der Fiktion, wenn er die verzweigten Stollen der Epochensohlen erforscht. Dem Historiker aber ist solches Vorgehen versagt. Er darf sein Licht, auch das gebrochene der Forschung, nur aus natürlichen Quellen schöpfen, die in den Tiefen der Jahrhunderte ganz spärlich noch schimmern. Im Mittelalter schon wird es sehr finster, doch hier und da illuminiert ein Manuskript aus der Feder eines gelehrten Menschen die Schatten unserer Vergangenheit.

Alain Demurger ist bewandert in diesen Tiefen, bewegt sich mit der gebotenen Umsicht zwischen Kastellen und Klöstern, denn er hat sich als Mediävist an der Sorbonne in jahrzehntelanger Forschung um die Geschichte der christlichen Ritterorden verdient gemacht. So ist auch seine jüngste Publikation einem Ritterorden gewidmet, den Templern und deren letztem Großmeister Jacques de Molay, der 1314 mit über sechzig Jahren verbrannt wurde, der aufrecht im prasselnden Feuer starb, von Flammen umloht wie ein alter Baum, weil er sich der Macht und der Gier Philipps des Schönen nicht beugen wollte. Demurger dokumentiert nun das tragische Leben Jacques de Molays, soweit die spärlichen Quellen dies zulassen. Bereits die Umstände der Geburt gelten als nicht gesichert. Vier mögliche Geburtsorte diskutiert Demurger, verortet dann die Herkunft des Templers im Jura, in einem Weiler namens Molay. Auch das Geburtsdatum kann nicht belegt werden, ebenso wenig die Jugend des Templers und seine ersten Jahre im Orden.

Demurger gesteht dem Leser: »Was wissen wir über den Werdegang Jacques de Molays während der ersten Jahre seiner Ordenszugehörigkeit? Wir wissen nichts.« Dies ändert sich jedoch mit dem Aufstieg de Molays, der sich als Großmeister der Templer ab 1292 von den Ränken und Rankünen Philipps des Schönen umwoben sieht. Der König von Frankreich trachtet nämlich danach, die Organisation der Templer zu zerschlagen. Nicht weil sie ihre Macht durch blutige Kreuzfahrten, auch durch eine sporadische Kontrolle über das Heilige Land festigen wollen, was Demurger übrigens ausführlich darlegt, sondern weil sie die Finanzen der französischen Krone recht effektiv verwalten. Dieses Intrigenspiel erstreckt sich über mehr als zwei Jahrzehnte, endet in der fast völligen Zerstörung des Ordens, im Flammentod des letzten Großmeisters, der nichts gesteht und niemanden verrät, aber König und Papst verflucht, die ihrem rabiaten Opfer noch binnen Jahresfrist aus dem Leben folgen. Ein Stoff also aus

dem die Dichter uns Legenden weben, aus dem Demurger, der Mediävist, aber einen starken Band produziert hat, der uns fest mit der Geschichte verbindet. Denn gerade auch den Verlauf der Prozesse, die Molay gemacht wurden, hat Demurger akribisch dokumentiert. Er entwirrt im zweiten Teil seines Werkes das Geflecht der päpstlichen und königlichen Fallstricke, in denen sich de Molay verfangen hatte, belegt dies auch mit nicht weniger als 27 Briefen, deren Inhalte am Ende des Werkes genau aufgeführt werden. Darüber hinaus orientiert er den Leser mit zwei großzügigen Zeittafeln (historische Ereignisse, Biografie de Molays), einer Chronologie der Päpste und den Stammbäumen der sieben wichtigsten, zeitgenössischen Königshäuser. Wissenschaftler und informierte Laien dürften sich darüber hinaus an den reichhaltigen Anmerkungen, der umfangreichen Bibliographie und den beiden hilfreichen Indices erquicken. So ist Demurgers Monographie ein eminent lesenswertes, aber trotz allem nicht wirklich »glänzend geschriebenes« Werk (wie es die Verlagsinformation darstellt). Wer aber derartiges sucht, sollte sich dann doch weniger an einer wissenschaftlichen Publikation versuchen, dem seien die mittelalterlichen Primärtexte von Chrétien de Troyes und Hartmann von Aue ans Herz gelegt, in denen die Züge nach Jerusalem auch heute noch lebendig werden. *Matthias Fechner*

Siebter Sinn

RUPERT SHELDRAKE: **Der siebte Sinn des Menschen.** Scherz Verlag, Bern 2003. 480 Seiten, 22,90 EUR.

Nach dem Buch »Der siebte Sinn der Tiere« (siehe DIE DREI 11/2003) ließ der bekannte britische Biologe in einer gewissen Folgerichtigkeit das oben genannte neue Opus folgen. Sheldrake ist, im Unterschied zu den meisten seiner Fachkollegen, frei von materialistischen Vorurteilen gegenüber der Möglichkeit bzw.

Existenz von »paranormalen« Sinnesfähigkeiten von Tier und Mensch, die von der Schulwissenschaft schlechtweg ignoriert zu werden pflegen. Er gebraucht die Bezeichnung »siebter Sinn« pauschal für solche besonderen Sinnes- oder Wahrnehmungsphänomene, da er den »sechsten Sinn« als besetzt betrachtet durch »die elektrischen und magnetischen Sinne von Tieren«. Zu betonen ist hier, dass der Autor das (eventuelle) Vorhandensein von dem Menschen spezifisch eigenen geistigen Sinnesorganen bzw. damit in Verbindung stehenden höheren Erkenntnisstufen aus seinen Erörterungen völlig ausschließt. Was dessen ungeachtet übrig bleibt, ist ein eindrucksvolles Panorama vielfältiger, mehr oder weniger gut bekannter und beschriebener seelischer Phänomene besonderer Art. Nur einiges davon kann hier kurz erwähnt werden.

In einem ersten Teil »Telepathie« unterscheidet Sheldrake »zwei Hauptarten«: eine »Gedankenübertragung« von Mensch zu Mensch oder auch vom Menschen zum Tier, zum anderen ein Wahrnehmen eines intentional geprägten »Rufes«, wobei ein »Mensch einen Ruf, eine Intention, ein Bedürfnis oder einen Kummer eines anderen Menschen über eine größere Entfernung hinweg wahr«-nimmt. Beide Arten von Telepathie werden durch mehrere Beispiele illustriert. Besonders eindrucksvoll sind Phänomene von telepathischen »Rufen« zwischen eng verbundenen Menschen oder auch (in beiden Richtungen) zwischen Mensch und Tier, oft über mehrere Kilometer, häufig bei ausgesprochenen Notsituationen, zuweilen auch in Todessituationen. Jan Stevenson, einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet »paranormaler« Phänomene, »hat rund 200 beglaubigte Fälle von telepathischer Intuition untersucht«. Er stellte fest, dass in Notsituationen die Empfänger eines »Rufes« häufig alle rationalen Überlegungen ignorierten, um die Rufer zu erreichen (abrupte Planänderungen, Abbruch des Urlaubes). Ein Sonderkapitel ist der Transtelepathie gewidmet, in dem Versuche zur gezielten Einfluss-

nahme auf das Traumleben von Probanden beschrieben werden. Auch Phänomene der Hypnose und der Übertragung von Geschmacks- und Geruchsempfindungen werden hier behandelt.

In einem zweiten Teil »Die Kraft der Aufmerksamkeit« geht Sheldrake auf das offenbar weit verbreitete »Gefühl, angestarrt zu werden«, ein, das erst in letzter Zeit Gegenstand genauerer Untersuchungen geworden ist. Diese zeigten, dass »in der überwiegenden Mehrheit der Fälle die Richtung, aus der der Blick kommt, wahrgenommen wird. Der Beobachter und der Beobachtete sind richtungsmäßig wechselseitig verbunden«. Statistisch gesehen zeigten die bisher nicht erklärbaren Effekte eine außerordentlich hohe Signifikanz. Bemerkenswerterweise können diese Effekte auch über beträchtliche Entfernungen (z.B. bei Überwachung durch Fernglas oder Teleskop) auftreten. Die Kraft des gezielten Blickens wird besonders eindrucksvoll demonstriert bei Kampfsportarten in China, Japan und Korea, wobei »ein Gegner ohne physischen Kontakt angegriffen wird«. Auch hier zeigten Experimente eine hohe Signifikanz der Ergebnisse. In der Sicht der Meister solcher Techniken wird hierbei eine »Lebensenergie« (»chi«) von einer Person auf eine andere übertragen, durch die »Kraft des Blicks«, aber auch auf andere Weise.

In dem Teil »Hellsehen und Vorahnungen« wird das über »Telepathie« Berichtete ergänzt, wobei die Abgrenzung zwischen Telepathie und Hellsehen problematisch ist. Der Autor definiert Letzteres etwas vage als »Dinge in einer gewissen Ferne zu sehen, jenseits der Reichweite der normalen Sinne«, etwa gleichzusetzen mit dem »zweiten Gesicht«, und fährt dann fort: »Zuweilen bedeutet das Wort »Hellsehen« auch ein Sehen in die Zukunft. Aber dabei handelt es sich eher um Präkognition oder Vorahnung«. Und: »Hellsehen ... setzt voraus, dass sich entweder das Bewusstseinszentrum des Menschen aus dem Körper hinaus an einen anderen Ort begeben und gleichsam mit körperlosen Augen sehen kann, was sich dort abspielt«. Hier ist zu bedauern, dass der Autor nicht Bezug nimmt

auf entsprechende Berichte von Menschen, welche Nahtod-Erlebnisse hatten. Er erwähnt Schamanen, Seher, Propheten, im Speziellen Emanuel Swedenborg, außerdem »Experimente in Zusammenhang mit dem Hellsehen« (u.a. in den USA, durch die CIA finanziert), »paranormale Spionage«, das Finden verlorener Dinge usw. Schließlich geht Sheldrake auf »Vorahnungen von Tieren« ein (Erdbeben, Lawinenunglücke, Kriegskatastrophen, individuelle Anfälle beim Menschen), endlich Präkognition beim Menschen (Berichte, Experimente).

Morphische Felder

Verschiedentlich nimmt Sheldrake zu grundlegenden Problemen Stellung, die sich im Zusammenhang mit den von ihm beschriebenen seelischen Phänomenen ergeben. In einem sinnesphysiologisch wie erkenntnistheoretisch wichtigen Kapitel »Sind Bilder im Gehirn oder dort, wo sie zu sein scheinen?« (plus Anhangskapitel) gibt er einen kurzen, instruktiven, historischen Überblick über die Vorstellungen von der Natur des Sehvorganges, u.a. mit einer Gegenüberstellung der »Intromissions-Theorie« (Leukippos, Demokrit – Sehen als passiver Vorgang, Seheindrücke kommen nur von außen) und der »Extramissions-Theorie« (Pythagoreer, Platon – »Sehstrahlen« im aktiven Sehprozess). In der Gegenwart obsiegt weitestgehend die materialistische »Intromissions-Theorie«, kulminierend in der Vorstellung, dass das aktiv tätige und sich selbst bewusst erlebende »Ich« eine Illusion und nur das materielle Gehirn und dessen Prozesse real ist.

Sheldrake stellt zu Recht fest: »Die materialistische Theorie widerspricht dem, wie wir uns selbst und andere unmittelbar erfahren«. Er beschreibt in Übereinstimmung mit der allgemeinen Erfahrung das Sehen als einen Zwei-Wege-Prozess und resümiert: »Die Bilder der Dinge, die wir um uns herum sehen, sind genau da, wo sie zu sein scheinen: außerhalb unseres Kopfes. Diese nach außen gerichtete

Projektion vollzieht sich innerhalb von mentalen Feldern, die ich Wahrnehmungsfelder nenne«. Diese Wahrnehmungsfelder »sind sowohl psychisch, insofern sie unseren bewussten Wahrnehmungen zu Grunde liegen, als auch physisch, da sie tatsächlich außerhalb des Gehirns existieren und spürbare Auswirkungen haben, wie etwa beim Gefühl, angestarrt zu werden«. Der Autor überträgt logischerweise seine Feld-Vorstellung auch auf die Tiere, überdies spricht er auch von Hör- und Riechfeldern und lässt die Felder, etwa in Analogie zu Magnetfeldern, interagieren. In Zusammenhang mit Erscheinungen der Telepathie bei Tieren sowie von Über-Organismen wie Vogelscharen, Fischschwärmen, Rudeln und sozialen Insekten gebraucht er den Begriff »soziale Felder«. Soweit Rupert Sheldrake den Begriff des »Feldes« in konkreten phänomenologischen Zusammenhängen gebraucht, als einfache Beschreibung eines offensichtlichen Tatsachen-Zusammenhanges, ist er gerechtfertigt, ja sogar notwendig. Problematisch scheint mir aber, wie er in einem eigenen Kapitel »Mentale Felder« gewisse Feldbegriffe zueinander in Beziehung setzt. Ohne auf weitere Details einzugehen, müsste klar unterschieden werden: »Morphogenetische Felder« sind Gestaltbildungsfelder, seit A. Gurwitsch und P. Weiss längst und mit relativ konkretem Inhalt in der Entwicklungsbiologie etabliert; »Morphische Felder« (mitsamt der »morphischen Resonanz«) ist eine Begriffs-Neubildung des Autors von sehr vagem und »hypothetisch belastetem« Inhalt. Soll der Begriff des »Feldes« nicht in unverbindlichen Verschwommenheiten enden, so sind nomenklatorisch bzw. begrifflich Gestaltbildungsfelder eindeutig von Feldern tierischer und menschlicher Sensibilität, Wahrnehmungsfähigkeit und Verhalten als (quasi) »Seelenfelder i.w.S.« zu unterscheiden. Ob die Bezeichnung »morphische Felder« hierzu geeignet ist, scheint zweifelhaft. In geisteswissenschaftlicher Terminologie wären erstere dem Bereich der Bildekräfte, letztere in Annäherung dem Bereich des Seelisch-Astralischen zuzuordnen. Es ist das unbe-

streitbare Verdienst von Rupert Sheldrake, in relativ breiter und differenzierter Weise interessante und wichtige »paranormale« seelische Fähigkeiten und Verhaltensweisen von Mensch und Tier (mit den eingangs genannten Einschränkungen) vorurteilslos und kritisch darzustellen, da die Schulwissenschaft diese aus Prinzip zu ignorieren geruht. Nur zeigt eben des Autors Verzicht auf eine entscheidende erkenntnismethodische Erweiterung der gegenwärtigen Naturwissenschaft etwa im Sinne eines modernen Goetheanismus, dass er als ein Grenzgänger unter den heutigen Naturwissenschaftlern zwar über allgemein als Tabuzonen betrachtete Grenzen in ein weites und wesentliches Land hineinschauen, es aber erkenntnismäßig nicht wirklich erfassen kann. *Arne von Kraft*

Wie geht es weiter nach PISA?

BRUNO SANDKÜHLER: **Aufgaben der Waldorfpädagogik nach PISA.** Menon Verlag, Heidelberg 2004. 40 Seiten, 5 EUR.

RÜDIGER IWAN: **Prüfung, Pisa und Portfolio.** Über einen viel versprechenden Ansatz zur Aufrichtung des schiefen Turmes in Deutschland. Menon Verlag, Heidelberg 2004. 48 Seiten, 6,50 EUR.

Wie kann es nach den Ergebnissen der beiden PISA-Studien weitergehen, wie reagieren die Waldorfschulen? Darauf versuchen die beiden Broschüren Antwort zu geben, die man wegen ihrer schlicht-ästhetischen Gestaltung (Titelvignetten: Brigitte Dietz) gerne zur Hand nimmt und die sich angenehm lesen. »Verlässliche Rezepte« enthalten sie nicht und beabsichtigen das auch gar nicht – vielmehr Denkanstöße und Anregungen, vom erfahrenen Praktiker, nicht vom grünen Tisch aus. Sich zurücklehnen und denken: In den Waldorfschulen haben wir vieles schon immer

richtig gemacht (was nicht bestritten werden soll), also einfach weiter so – das ist sicherlich nicht der richtige Weg. Die Orientierung der Pädagogik am Menschen, wie sie von Steiner begründet wurde, bedingt selbstverständlich die ständige Weiterentwicklung. »Das Böse«, so wird Rudolf Steiner zitiert, »ist auch das stehengebliebene Gute, das nicht mehr zeitgemäße Gute«. Zeitgenossenschaft ist also in jedem Fall gefragt. »Wir leben in einer erstaunlich vielfältigen Zeit mit erstaunlichen Möglichkeiten«, schließt Bruno Sandkühler seine Schrift ab, die aus einem Vortrag im März 2004 entstanden ist. Spätestens bei den Jugendlichen sei mit »Parallelwelten« zu rechnen. Wörtlich, als pars pro toto: »Ist es heutzutage mit einem Fernsehverbot noch getan? In der 9. Klasse ganz sicher nicht mehr, da müsste man eigentlich mal mit den Schülern zusammen fernsehen und analysieren, was da abläuft«. Das Beispiel berührt einen Kernpunkt: Nur wer Einblick in die »Nebenkulturen« hat, wer sich kenntnisreich äußern kann, wird mit den Schülern zusammen daran gestaltend mitwirken können (dürfen). Jugendliche suchen die Herausforderung und möchten echte Verantwortung übernehmen. Projektarbeit ist dazu ein guter Weg – dabei müssen (in Zusammenarbeit mit den Schülern) Themen angeboten werden, die den Schülern am Herzen liegen – auch aus der »Parallelwelt«. Sofort stellt sich (typisch für Deutschland?) die Frage der Evaluation, der Bewertung und der Auswertung für staatlich anerkannte Abschlüsse.

Anregende Gedanken, anschauliche Beispiele auch dazu – so spricht Sandkühler von der »verwegenen Idee« eines europäischen Waldorfschulabschlusses. Ein Wandel in der Auffassung der Arbeitgeber, selbst der Universitäten hat durchaus begonnen: Lieber sich ein Bild über die umfassenden Fähigkeiten des einzelnen Menschen machen als nur nach dem Notendurchschnitt eines einzigen Zeugnisses mit einem anerkannten Fächerkanon vorgehen. Das Portfolio – die vom Schüler selbst zusammengestellte Mappe über all sei-

ne Aktivitäten in den letzten Jahren (auch den Segelkurs oder die Projektwoche) – wird sicher die Möglichkeit der Zukunft sein.

Hier knüpft die Broschüre von Rüdiger Iwan an, beide Hefte ergänzen sich also hervorragend. »Ein Portfolio ist eine zielgerichtete und kontextbezogene Auswahl von Arbeiten, in der die individuellen Bemühungen des Lernenden in schulischen und außerschulischen Lernbereichen dargestellt und reflektiert werden« – so definiert Iwan, aber keine Befürchtung, so trocken das klingt: Er beleuchtet den »viel versprechenden Ansatz« locker und oft humorvoll (auch seine Schrift geht auf einen Vortrag zurück) an den verschiedensten Beispielen, es entsteht ein lebendiges – und dadurch überzeugendes – Bild. Am eindrucklichsten ist mir der Bewerber für einen Ausbildungsplatz bei der großen Autofirma in Erinnerung, der nach dem Eingangstest und der verwunderten Frage: »Wie, mehr wollen Sie nicht von mir wissen?« entschlossen seinen Rucksack ausgepackt und angekündigt hatte, jetzt wolle er mal zeigen, wer er wirklich sei – er hatte Portfolio praktiziert, bevor es in mancher Munde war. (Inzwischen hat er seine Ausbildung als Zweitbester des Jahrgangs abgeschlossen.) Eine empfehlenswerte Lektüre, nicht nur für Pädagogen, auch für Eltern und alle anderen Menschen, die mit Jugendlichen umgehen oder sich für die Zukunftsträchtigkeit der Waldorfschulen interessieren.

Helge Mücke

Mysterien des Übergangs

JOACHIM VON KÖNIGSLÖW: **Brücken – Mysterien des Übergangs**. Verlag Johannes Mayer, Stuttgart 2004. 264 Seiten, 49 EUR.

Was ist eine Brücke: Menschenwerk in der Natur, schlimmstenfalls eine Gewalttat an der Natur und – gar nicht so selten, wie Königslöw zeigt – ein Gespräch zwischen Natur und Kultur.

In DIE DREI erschien 2000 eine Folge von Brückenbetrachtungen, und daraus wurde – sehr erweitert und mit brillanten Fotos auf edlem Papier versehen – ein Buch von hoher Gestaltungsqualität. Dies ist dem Thema angemessen. Es gibt wohl kaum Menschenwerke, die soviel Dauerhaftigkeit, Geschichtsentwicklung und nachfühlbare, begreifbare technische Intelligenz aussprechen, wie eben Brücken. Joachim von Königslöw kann mit seinem weitgespannten kulturgeschichtlichen Horizont und behutsam-eindringlichen Sehvermögen dieses Ganze einer Brücke erfassen und in Worte bringen, sei es nun der einfachste archaische Steg, sei es eine der sozusagen prall mit Geschichte gefüllten Brücken des Mittelalters oder sei es die (manchmal etwas blutarme, aber kühne) Eleganz der letzten Jahrzehnte.

Das Buch führt in die Tiefe, denn der Blick auf die Fotos wird erst fündig durch die Gedanken, Erfahrungen und geschichtlichen Exkurse, mit denen von Königslöw die Bilder erweckt. Vielleicht darf ich eine persönliche Bemerkung einflechten: Einige der Brücken habe ich begangen, unterquert und (nicht ganz erlaubt) durchklettert. Dabei wurde erst das Rätsel des kühnen Eingriffs in die Natur und zugleich des Gesprächs mit ihm fühlbar. Joachim von Königslöw hat offensichtlich die Dichte der persönlichen Erfahrung zum Maßstab gemacht, welche Brücke er vorstellt, und zu dieser Begegnung gehört auch (wenn man – besonders als Anthroposoph – zwischen den Zeilen zu lesen versteht) die Frage, welchen Eingriff solch ein Bau für die elementarische Welt zunächst bedeutet, und wie dann doch wieder der Frieden eines Ganzen entsteht.

So ist das Buch nicht bloß ein Augenschmaus mit angefügten Erklärungen, wie man ihn oft als Geschenkbuch oder Kalender findet, sondern es ergründet, was wir tun, wenn wir Brücken bauen, begehen und befahren: Wir schlagen Verbindungen, ohne die wir keine ganzen Menschen wären.

Frank Hörtreiter

Haifische und Menschen

JENS BJORNEBOE: **Haie. Die Geschichte eines Schiffsunterganges.** Aus dem Norwegischen von Henning Boëtius. Merlin Verlag, Gifkendorf 2004, 328 Seiten, 19,50 EUR.

Das letzte Buch aus dem Nachlass des norwegischen Autors Jens Bjerneboe, der 1976 Selbstmord beging, ist jetzt in Neuauflage im Merlin Verlag erschienen – »Haie«, lautet sein Titel, kurz und bündig. Bjerneboe ist in Deutschland vor allem durch seinen Roman »Jonas« bekannt geworden, in dem er seine biografische Erfahrung als Waldorflehrer in einer Romanhandlung gestaltete, die zugleich eine Abrechnung mit dem staatlichen Schulsystem ist. In Norwegen gehört der vielgelesene Autor zu den Klassikern der Moderne. Der Künstler war ein tragischer Held seines eigenen Lebens, der Facettenreichtum seiner Seele hat in keine Schublade gepasst; er war ein ebenso glühend begeisterter anthroposophischer Pädagoge, wie Schriftsteller, wie Anarchist und damit ein Heimatloser, der in keiner Gruppierung die Geborgenheit seiner Identität erfuhr. Diese Spannweite seiner Seele richtete ihn zugrunde; am Ende war er zugleich ein berühmter Autor und ein Trinker aus der Gosse. Bjerneboes Leben und Werk sind charakterisiert durch eine Besonderheit, die in der Literatur der Moderne beispiellos ist: Ihm gelingt das Kunststück, erfolgreich geisteswissenschaftliche Belletristik zu schreiben. Die ungeheure Authentizität seines Schreibens gewinnt er nicht, wie üblich, durch Übertragung und Umformung realer Lebenserfahrung in Fiktion, sondern er geht den umgekehrten Weg – er benutzt die Fiktion, die Gestalten seiner Imagination, beinahe wie eine Folie: Belebt werden sie durch die Realität des Denkenden, der sie erfindet. Sie bürgen samt und sonders für das Denken, die Haltung des Autors – das macht sie so wahr, so klar und so wirklich, aber es bringt sie auch in permanente Gefahr. Die eigentlichen

Helden von Bjorneboes Büchern sind Ideen, die literarischen Figuren sind eher der Stoff, den diese Ideen ausdrücken und (an sich) tragen, als umgekehrt. Die Kunstfiguren balancieren hart am Abgrund, sie drohen ständig ins Theoretische abzustürzen oder zusammenzubrechen unter der Last der Bekenntnisse. Es gehört neben Mut auch eine unerhörte schöpferische Fähigkeit dazu, dass dieses Wagnis gutgehen kann. Bjorneboe treibt es bis zum äußersten: Der Stil seiner Werke befragt geradezu systematisch die Organismen des Künstlerischen, wieviel wortwörtliches Leben des Denkens, sprich Geist, sie tragen und ertragen können, ehe das fragile Band reißt, das die Erfindung zusammenhält. Man könnte soweit gehen zu sagen, er kreuzigt die Literatur, um sie jenseits der Beliebigkeit in einer neuen Wirklichkeitsform zu suchen. Dabei soll sie ihr volles Leben, all die saftigen, sinnlichen Details des belletristischen Lesestoffs behalten. Diese Spannung, an der Bjorneboes Leben zerbrochen ist – in seinem Werk hält er sie aus und heilt immer wieder den Riss, der, zwischen Sinnlichkeit und Sinn, zwischen abgründigster Leidenschaft und geistiger Klarsicht, durch jede menschliche Seele läuft.

Steinwurf ins Wasser

Sein letztes Werk zeigt das Licht des Entwurfs und den Schatten der nachlassenden Kraft am deutlichsten. Es ist die Geschichte eines Schiffsuntergangs, ein historischer Seefahrerroman und zugleich eine Parabel auf das Schicksal der Menschheit. Dreißig Mann an Bord der Dreimastbark »Neptun« auf dem Weg von Manila nach Marseille. Von Anfang an herrschen gefährliche Spannungen unter der bunt zusammengewürfelten internationalen Mannschaft, ebenso wie zwischen Mannschaftslogis und Offiziersdeck. Erst kommt es zu blutigen Schlägereien, schließlich zur offenen Meuterei. Mitten im Chaos der kriegerischen Auseinandersetzungen bricht ein Tai-fun über das Schiff herein. Jetzt kann nur

noch gemeinsames Handeln, Solidarität zwischen den tödlich verfeindeten Parteien vor der Katastrophe retten. Wer dieses Buch lesen will, muss einiges vertragen. Es sind sehr drastische, ins einzelne blutige Detail gehende Schilderungen darin enthalten. Die Schlägereien und Verletzungen werden ebenso eindringlich körperlich manifestiert, wie das Naturwesen der Haie in einer furchtbaren Szene beschrieben wird, die in ihrer Bildhaftigkeit einem Horrorfilm in nichts nachsteht. Letzteres ist allerdings zugleich ein Lehrstück der Imagination und eine Probe aufs Exempel. Wer den berühmten »Weißen Hai« gesehen hat, kann einen Bildvergleich anstellen und wird finden, wodurch sich imaginativ aufgebaute Bilder der eigenen Phantasie von vorgefertigten fixierten Filmbildern unterscheiden. Auf den kürzesten Nenner gebracht, erzeugt das Filmbild Wirkung (die man nicht leicht wieder los wird) und das literarische Bild sozusagen Ursache. Ursächlich selbst aufgebaut, ist es rückführbar, durchdringlich, transparent und damit immer Anlass zur Selbstbegegnung. Wortbilder schaffen Beziehung, weil sie Abstand und Gegenübersein zulassen. Hier im Buch wird sehr drastisch und provokativ die Beziehung des Menschen zum Naturwesen hinterfragt – das kann angesichts unseres heutigen Freizeit- und Konsumverhältnisses gerade dem Meer und seinen Bewohnern gegenüber nicht schaden. Die Schilderungen Bjorneboes zollen den Erscheinungen des Lebens in all seinen Spielarten unbedingten Respekt. Das aber schließt eine gewisse Schonungslosigkeit in der Bestandsaufnahme der Gewalt ein. Umso deutlicher tritt hervor, dass einzig und allein die *geistige* Haltung der Liebe dieses Chaos durchdringt und befriedet. Aber auch sie wird auf Herz und Nieren geprüft, inwieweit sie seelische Attitüde bleibt oder handgreiflich wird. Mit den Handgreiflichkeiten des Existentiellen korrespondiert stilistisch eine ungeheure Langsamkeit. Immer wieder retardierend entfaltet sich die Handlung in weiter zitternden Kreisen an der Oberfläche,

wie sie ein Steinwurf ins Wasser auslöst. Man braucht Geduld und einen langen Atem. An manchen Stellen ist nicht recht zu entscheiden, ob die Wiederholungen Kunstgriff sind. Mehrere völlig gleich gebaute Sätze wie der von den ausgeschlagenen »Zähnen im schönen Raubtiergebiss« erwecken den Eindruck mangelnder Bearbeitung – was zum Teil der Schlamperei des Lektorats anzulasten ist. Nicht nur ist die Kapitänstochter erst sechzehn und dann plötzlich sechs Jahre alt, auch der griechische Schiffsjunge Stavros ist zunächst siebzehn – und einige Seiten weiter, sechzehn Jahre alt geworden. Taifun oder nicht, derlei schmeißt den Leser von Bord der Imagination. Doch man klettert gern wieder an Deck, flucht heimlich ein bisschen und hält der Geschichte die Treue. Während man sich dem Sog von Bjorneboes spannender Erzählung nur schwer entzieht, wird man doch in regelmäßigen Abständen wach gerüttelt,

entweder durch glasklare nüchterne Beschreibung der Vorgänge auf dem Schiff oder durch gedankenhelle Ausflüge ins Reich des Geistes – in Philosophie und Spiritualität. Der kleine Kosmos des Schiffes in den Gewalten der aufgewühlten Leidenschaften der Natur ist ein Seelengelände des Menschen. Auf dieser illusionslosen Reise ins Ungewisse heißt es gegen Ende: »Selbstverständlich wohnt die Destruktion in uns allen. In jedem von uns steckt ein Mörder. Aber es steckt auch ein Erlöser und ein Retter in uns. Wir sind dazu bereit einander umzubringen, aber wir sind auch dazu bereit, das Leben füreinander einzusetzen.« Eine aktuellere Botschaft kann es kaum geben, in globalen Zeiten hängt alles von eben diesem Einsatz ab. Wir fahren längst auf der Neptun, ob sie in den Untergang driftet oder zur Arche der Menschheit wird, das liegt in unseren Händen.

Ute Hallaschka

Walter Schneider Konzeption – Design – Realisation von Print- und Onlinemedien
 Florianstr. 18 / 70188 Stuttgart Tel.: 0711/870 38 13 / Fax: 0711/870 38 14 email: info@schneiderdesign.net

| | |
|--|---|
| <p>Konzeptionelle Beratung und Entwicklung</p> | <p>Die konzeptionelle Beratung ist Grundlage für effektives Design und kostengünstige Produktion</p> |
| <p>Design</p> | <p>Buch- und Grafikdesign Fotodesign Internetdesign Corporate Design Signets</p> |
| <p>Realisation</p> | <p>Produktion von Büchern, Zeitschriften Loseblattwerken, Katalogen Prospekten, Plakaten, Kalendern, Internetseiten</p> |

Interesse? Rufen Sie an oder schicken Sie ein email!




